

Markus Stauff

Statt einer Rezension: Gibt es eine "medizinische Medienwissenschaft"?

2000

<https://doi.org/10.17192/ep2000.2.2795>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stauff, Markus: Statt einer Rezension: Gibt es eine "medizinische Medienwissenschaft"?. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 17 (2000), Nr. 2, S. 260–262. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2000.2.2795>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Fundstück

Statt einer Rezension: Gibt es eine „medizinische Medienwissenschaft“?

Zu Werner Glogauers: *Die neuen Medien machen uns krank. Gesundheitliche Schäden durch die Medien-Nutzung bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1999.

Machen wir uns nichts vor: Medienwissenschaft hat in ihrem Bemühen um die Reflexion medialer Zumutungen die physio-, psycho- sowie pathologischen Effekte des Mediengebrauchs bislang weitgehend ausgeblendet. Hier klappt eine Lücke. Von medizinischer Seite eilt nun unversehens erste Hilfe herbei, um diese Wunde zu versorgen: Werner Glogauers *Die neuen Medien machen uns krank*. Mit dem Titel steht das Ergebnis bereits fest, bevor noch eine einzige Anamnese durchgeführt wurde; den medizin-medienwissenschaftlichen Laien versetzt dies entweder in stummes Staunen oder provoziert zur heuristischen Lektüre, pardon: Anamnese.

Der folgende Text, das muss ich vorausschicken, war als Rezension geplant, doch konnte niemals wirklich eine solche werden: Weder in der Medizin noch in Psychologie und Pädagogik bin ich ausreichend kompetent, um eine Publikation fachlich zu bewerten, die einen Überblick über negative Folgewirkungen der Mediennutzung auf die körperliche Gesundheit (Hör- und Sehvermögen, Wirbelsäule), auf die psychomotorische und psychologische Entwicklung (Artikulations-

probleme, hirnphysiologische Änderungen, Überforderung der Gefühle etc.) sowie auf Abhängigkeit und Suchtverhalten bieten möchte. Außerdem fällt es mir eingeständenermaßen schwer, wissenschaftliche Bücher ernst zu nehmen, die (reihenweise) Sätze enthalten, die mir aus religiösen Mahnheftchen zur Schulzeit vertraut sind; z. B.: „Von den jugendspezifischen Musikstilen weisen besonders der Hard-Rock und Heavy-metal-Musik eine enge Verbindung zwischen Drogen, Sex und Rock'n'Roll auf. [...] Bei den Teilnehmern von Rock und Heavy-metal-Konzerten führt der Drogenkonsum zur Wehrlosigkeit gegenüber der Indoktrination der musikalischen Botschaften.“ (S.171; zusätzlich selbstverständlich: Satanismus, Rückwärtsspielen von Platten, Kontrollverlust beim Rave u. v. a. mehr). Dennoch will ich drei Lesarten vorschlagen, die die Thesen von Werner Glogauer produktiv machen können.

(a) Die genießerische Lesart rezipiert das Buch (ein klein wenig Zynismus selbstverständlich vorausgesetzt) als Sammlung herrlicher (Monster-) Geschichten, die sich auf jeder Party garantiert erfolgreich nacherzählen lassen: Das zweijährige onanierende Mädchen; Jugendliche, die nach *Der weiße Hai* Angst vorm Wasser in der Badewanne hatten; Jungs, die nicht rückwärtsgehen können, weil sie sich in der Kindheit zu wenig im Freien bewegt haben. Dazu einige böse Textzeilen von Ice T und Mötley Crüe (immerhin die Band des gelegentlichen Ehemanns von Pamela 'Pam' Anderson) und spektakuläre ästhetische Einsichten: „Hinter der Maske des fröhlichen agilen Klempners [Super Mario von Nintendo] verbirgt sich ein gewaltsamer und grausamer Akteur“ (S.157). Aus dieser Perspektive enttäuscht v. a. das Kapitel zur medieninduzierten Fettleibigkeit; das hätte man sich spektakulärer und ekkliger vorstellen können.

(b) Die seriöse Lesart wird nach Ansatzpunkten für eine interdisziplinäre Medienwissenschaft fragen. Unter der Perspektive der Gesundheitsschäden werden immerhin sehr unterschiedliche Medien versammelt. So finden Rave und Bildschirmarbeitsplätze, Computerspiele und Handys (Elektrosmog) gleichermaßen Beachtung. Und angesichts der zahlreichen Metaphern der Medienwissenschaft, die Medien bspw. als 'Ankopplung' der Sinneswahrnehmung oder 'Extension of Man' (McLuhan) beschreiben, ist ein Blick auf medizinische und sinnesphysiologische Veränderungen durchaus interessant. Das Erklärungsmodell, das die vorliegenden Arbeit durchzieht, ist dabei eher unbrauchbar. Zielsetzung und Ausgangspunkt sind gleichermaßen moralisierend wie romantisierend. Das Individuum soll – nicht zuletzt um die Kosten im Gesundheitswesen zu senken (S.186) – besser auf sich aufpassen. Die Medien werden hierbei genauso wie Rauchen, Trinken oder exzessiver Sex als moderne Eindringlinge betrachtet, die von Außen auf den individuellen und gesellschaftlichen Körper einwirken. Dies ist selbstverständlich nur möglich, wenn man einen – nie näher spezifizierten – vergangenen, aber 'eigentlichen' und 'natürlichen' Zustand von Körper und Geist voraussetzt. Wie wenig man den Medien damit beikommt, zeigt etwa der Absatz zu den Schockerlebnissen von Zuschauerinnen und Zuschauern vor dem Fernseher: In einer Liste werden positi-

ve (Freude, Sympathie) und negative (Angst, Furcht) Emotionen gegenübergestellt; diese simple Binarität wird medizinisch legitimiert, da die negativen Gefühle zu einer „Überaktivität des Erregungsnerve Sympathikus“ (S.90) führen. Für Angstlust und die Freude am kalten Schauer ist im Kalkül des Gesundheitswesens kein Platz. Ähnlich normativ angelegt sind auch Ausführungen, die sich keineswegs so eng an einzelne Organe des Körpers binden lassen: Gegen jedes vorsichtige Argument, das Comics oder Internet-Chats auch als Potential zur Bereicherung des Sprachschatzes (wenn auch eines modifizierten) anführt, wendet Glogauer ein: „Besonders Medienpädagogen sollte bewußt sein, dass der Mensch erst durch seine Muttersprache zum Menschen und zum Geistwesen wird.“ (S.67) – Hier raunt die dunkle Seite von Humanismus und Ökologie.

(c) Die distanzierende Lesart schließlich sollte dieses Buch zum Objektbereich der Medien zählen – und es einer ‚symptomatischen‘ Lektüre unterziehen. Geht man davon aus, dass die Medien nicht nur Gegenstände und Inhalte sind, sondern ein komplexes sozio-kulturelles Phänomen, so sind die Ängste (genauso wie die Hoffnungen) gegenüber den Medien ein konstitutiver Bestandteil derselben. Es ist bezeichnend, wie durchgehend Glogauer – trotz seiner Klage über die geringe Beachtung seines Themas in Politik, Medizin und Pädagogik – sich auf Meldungen der Presse berufen kann (wie krank machen uns eigentlich die Fakten, Fakten, Fakten von *Focus*?). Die Medien bilden, gerade weil sie *unter anderem* materielle Einheiten sind, ein Prisma, das die Bündelung und Zusammenführung von verschiedensten Disziplinen erlaubt: So kann die Medizin Sendungen klassifizieren (lustig, spannend etc.) und damit eine experimentelle Anordnung errichten, die ihre jeweilige Auswirkungen auf den Sympathikus vermisst. Bei Glogauer wird selbst der Fall eines Mädchens, das sich ihr Knie verrenkte, „als es zu einer Popsendung Tanzübungen machte,“ (S.38) als Fernsehschädigung bezeichnet. Zu dem, was Medien sind, tragen solche Studien mehr bei als kulturhistorische und ästhetische Abhandlungen.

Markus Stauff (Bochum)